



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schmidt, Julian: Briefe über einige neue Erscheinungen der Literatur. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Briefe über einige neue Erscheinungen der Literatur.

1. Sie kennen, Herr Redacteur, die Arbeit, welche mich seit längerer Zeit abgehalten hat und auch wol noch einige Zeit abhalten wird, in gewohnter Weise die neuen Erscheinungen der deutschen Literatur in den Grenzboten zu besprechen. Wenn man tief im 17. und 18. Jahrhundert steckt, ist es nicht leicht, der Literatur des 19. diejenige Aufmerksamkeit zuzuwenden, die erforderlich ist, um ein kritisches Wort mit hinein zu reden. Erlauben Sie, daß ich diese Gelegenheit benutze, mich deshalb sowol bei dem Publicum der Grenzboten, als bei den Schriftstellern, die eine Anzeige ihrer Werke erwarten, zu entschuldigen und das Versprechen abzulegen, daß ich bis zu Ende dieses Jahres oder zu Anfang des nächsten das Versäumte nachholen will.

Auch heute ist es nicht die productive Literatur, die mich beschäftigt sondern die Literatur in zweiter Hand, die Literaturgeschichte: theils neu herausgegebene Documente, theils neue Bearbeitungen.

Der lange erwartete dritte Band von Schleiermachers Briefen*) ist erschienen. Er ist für die Freunde der poetischen Literatur vielleicht der interessanteste, da er diejenige Periode der Romantik behandelt, die am Entschiedensten in unsere Entwicklung eingriff und von deren geheimer Geschichte doch noch sehr wenig bekannt war. Zwar sind die Journale der Schule oft persönlicher Natur, und geben mehr als billig einen Blick in das innere subjective Leben; auch war Manches durch den Briefwechsel zwischen Goethe, Schiller und Körner aufgehehlt. Aber wie es hinter den Couliissen zugeht d. h. wie diese revolutionären Dichter und Kritiker, wenn sie unter sich waren, ihre Stellung zum Publicum und zu ihren literarischen Gegnern auffaßten, davon wußten wir sehr wenig. Auch die Mittheilungen von Steffens, Gries und Andern ließen noch viel zu wünschen übrig, und so mußte man sich bei wichtigen Uebergangspunkten mit Conjecturen begnügen: Conjecturen, für welche freilich die umfangreiche und vielseitige Journalistik der Schule ziemlich sichere Anhaltspunkte bot.

Wird daher auch die bisherige Auffassung der Literaturgeschichte durch die Mittheilungen des vorliegenden Briefwechsels nicht wesentlich geändert, so

*) Aus Schleiermachers Leben. In Briefen. 3. Bd. S's Briefwechsel mit Freunden bis zu seiner Uebersiedelung nach Halle, namentlich der mit Fr. und A. W. Schlegel. Zum Druck vorbereitet von Dr. Jonas, nach dessen Tode herausgegeben von W. Dilthey. Berlin, G. Reimer.

ist es doch erfreulich, in den Actenstücken positive Bestätigungen, Ergänzungen und Erweiterungen zu finden. Denn hier sind wir mitten im Heerlager der streitenden Kirche, und so weit diese jungen Apostel überhaupt im Stande waren, offen und unumwunden ihre Ueberzeugung auszusprechen (wozu bekanntlich gehört, daß man eine hat), geschieht es hier. Aus der Art, wie Fr. Schlegel, Schleiermacher u. s. w. an ihre Arbeiten gingen, wie sie dieselben, während des Schaffens und nachher, beurtheilten, was sie sich davon für das Allgemeine und für sich selbst versprochen, gewinnt diese seltsame Periode der Literatur eine viel bestimmtere Farbe, als sie bisher gehabt. Das Publicum hat daher den Herausgebern aufrichtigen Dank zu sagen, daß sie ihm diese Mittheilungen nicht länger vorenthielten.

Leider kann ich diesen Dank nicht unbedingt aussprechen. Die Herausgeber haben sich veranlaßt gefunden, mehrere und darunter vielleicht die wichtigsten Stellen zu unterdrücken und zwar nach einer Methode, die ich, gelinde gesagt, nicht verstehe. Herr Dilthey sagt in der Vorrede: er habe Alles unverkürzt mittheilen wollen „natürlich mit Auslassung des Persönlichen, rein private Verhältnisse Berührenden“; und er versichert an diesem Grundsatz auf's Strengste festgehalten zu haben. — Hätte er das wirklich gethan, so hätte er nur das ganze Buch ungedruckt lassen können; denn das Charakteristische dieser Periode liegt grade darin, daß das rein Persönliche, das Private in einer bis dahin unerhörten Ausdehnung Gegenstand der Literatur wird. Natürlich überwiegt auch in dem Mitgetheilten das Persönliche sehr bedeutend: denn was Schleiermacher über die Echtheit dieses oder jenes platonischen Dialogs gemeint hat, das hat er bereits in seinen gedruckten Werken gesagt.

Herr Dilthey meint auch wol nur eine bestimmte Art von rein persönlichen Verhältnissen, die Beziehungen zwischen Mann und Weib. So hat er z. B. die ausführlichen Briefe weggelassen, in welchen sich Fr. Schlegel und Dorothea von Jena aus über ihr Verhältniß zu A. W. und Karoline zu rechtfertigen suchen. Freilich hat er wieder Einiges von diesen Verhältnissen mitgetheilt, z. B. den sehr ehrenwerthen Grund, warum Dorothea Anstand nahm sich taufen zu lassen, warum sie also ihren Geliebten nicht heirathen konnte.

Um Alles in der Welt wollen wir nicht, daß die Literaturgeschichte durch neue Klatschereien vermehrt werde; am Allerwenigsten aber würden wir von der Familie Verstorbener erwarten, daß sie irgend etwas veröffentliche, was einen Makel auf das Andenken derselben werfen könnte.

Aber das ist hier gar nicht der Fall: im Gegentheil versichert Herr Dilthey und, wie ich überzeugt bin, mit voller Wahrheit: „in diesen vertraulichsten Mittheilungen (d. h. in den weggelassenen) erscheint Fr. Schlegel

ungleich edler, als in dem Bilde, das, freilich, größtentheils durch seine eigene Schuld, von ihm unsrer Generation überliefert ist. Schleiermacher's Biograph wird die Aufgabe haben, von diesen rein persönlichen Beziehungen so viel anzudeuten, als die Sache erlaubt; sein Werk wird nothwendig zugleich eine Darstellung, beinahe Rettung Fr. Schlegel's sein müssen."

Nun frage ich jeden Unbefangenen: wer hat eher die Aufgabe, Fr. Schlegel's Rechtfertigung zu unternehmen: der künftige Biograph Schleiermacher's oder der Herausgeber von Actenstücken, in denen Fr. Schlegel einen dreimal so breiten Raum einnimmt als Schleiermacher? Herr Dilthey vergift einen, nach meiner Meinung sehr erheblichen Umstand. Da durch die „Lucinde“, „die vertrauten Briefe“ und ähnliche sehr thörichte Expectorationen einmal das Publicum gewaltsam in das Privatleben der Romantiker hineingezogen wurde, da in Folge dessen die schwersten Anklagen grade diese Seite ihres Lebens trafen, so scheint es mir, wenn es möglich ist, durch authentische Mittheilungen diese Anklagen zu widerlegen, nicht nur erlaubt, sondern Pflicht darauf einzugehn. Wie die Sachen stehen, erregt der Herausgeber durch Weglassung der betreffenden, noch dazu sehr ausführlichen Briefe den Verdacht, die Sache seines Klienten stehe schlimmer, als er wünschen möchte. Da noch ein vierter Band folgen soll, so erlaube ich mir den lebhaften Wunsch auszusprechen, daß diese Briefe nachträglich veröffentlicht werden, um so mehr, da in nächster Zeit die Briefe von Karoline Schlegel zu erwarten sind, die doch wol auch diese Sache berühren werden. Die sehr gerechte Scheu, durch dergleichen Veröffentlichungen einem noch Lebenden Anstoß zu geben, kann doch hier nicht gelten; es sind seitdem zwei Menschenalter vergangen, und es ist hinlänglich Gras gewachsen über all diesen Geschichten. Was Schleiermacher's künftiger Biograph erzählen kann, ist doch nur aus zweiter Hand, und wo man mit eignen Augen sehen kann, ist es besser.

Noch eine andere Auslassung möchte ich nicht unbedingt billigen: die Briefe, welche der Verfasser als vollkommen gleichgültig bezeichnet und welche, wie es scheint, zum großen Theil Geldverhältnisse betreffen. Diese Sache ist gar nicht gleichgültig: einmal, weil in Bezug darauf über unser classisches Zeitalter noch immer die unsinnigsten Mythen verbreitet werden, weil z. B. noch immer das Volk wie an ein Evangelium daran glaubt, daß Schiller verhungert sei; sodann, weil in Fr. Schlegel's Entwicklung die Geldverhältnisse eine sehr erhebliche Rolle spielen. Es ist freilich nicht das Zeichen eines großen und starken Charakters, wenn man nicht im Stande ist, sich auf solide Weise eine Existenz zu bereiten und in Folge dessen die realen Motive so in das Phantasieleben spielen läßt, daß man das Eine vom Andern nicht unterscheiden kann, aber ein großer und starker Charakter war eben Fr. Schlegel nicht. Bis jezt ist von der Geschichte seines Uebertritts nichts weiter bekannt,

als was in dem Briefwechsel von Paulus und in den Briefen Reinhard's an Goethe steht; aber soweit man aus diesen unvollständigen Acten schließen darf, habe ich die Ueberzeugung, daß Fr. Schlegel nicht katholisch geworden wäre, wenn er anderweitig ein sicheres Auskommen gefunden hätte. Gleichviel ob man das als einen Erschwerungs- oder Milderungsgrund seines Abfalls betrachtet, die Sache verdient historisch aufgeklärt zu werden. Sein Phantasteleben und seine Doctrin führten allerdings in die katholische Kirche; aber von diesen Velleitäten der Einbildungskraft bis zum wirklichen Entschluß ist doch noch ein sehr gewaltiger Abstand; zwischen der Phantasie und dem Willen liegt noch ein Drittes in der Mitte, das Gemüth. Sehr interessant, ja bis zu einem gewissen Grade rührend ist mir ein Brief Fr. Schlegel's an Schleiermacher gewesen, in dem mehr von Gemüth steckt, als man ihm sonst zutrauen möchte. Ich theile ihn daher auszugsweise mit.

Kurze Zeit vorher hatte Dorothea, die als geistreiche Frau Alles, was sie von ihrem Mann hörte, in's Extrem trieb, an Schleiermacher eine lange und heftige Epistel über alle möglichen Niederträchtigkeiten Preußens geschrieben und ihn beschworen, diesem unseligen Staat sobald als möglich den Rücken zu kehren. Darauf schreibt Fr. Schlegel selbst, 26. August 1807: „Daß du dich an Preußen halten würdest, so lange es noch besteht, habe ich mir wol gedacht und billige es von ganzem Herzen. Eigentlich finde ich dich aber in all diesen äußern Widerwärtigkeiten nicht blos zu beklagen, sondern auch zu beneiden. Es liegt eine besondre Süßigkeit in einem solchen Verhältniß zu seiner Provinz, selbst in Widerwärtigkeiten, wie in den Leiden, die man mit der Geliebten übersteht. Ein solches besonderes Vaterland ward mir nie; weder Hannover noch Sachsen konnten mir sein, was dir Preußen. Hier (in Cöln) hätte ich mich sehr ansiedeln und fest wurzeln können, aber die französischen Einrichtungen sind sehr störend. Die Liebe zu dem ganzen großen Vaterlande aber findet fast nirgend einen Anklang und wird endlich zur Flamme, die den Einsamen verzehrt.“ — Das Gefühl dieser Vereinsamung geht durch den ganzen Briefwechsel dieser Jahre.

Nun liegt allerdings in der Vereinsamung eine gewisse Schuld. Fr. Schlegel, als Dilettant des Lebens, hatte niemals mit ernsthaftem und folgerechtem Streben den Boden gesucht, auf dem er mit der ganzen Kraft seines Gemüths und seines Willens hätte wurzeln können, er war nicht, wie Schleiermacher, eine sittliche Natur. — Unter einer sittlichen Natur aber — den Waschlappen sei es gesagt! — verstehe ich nicht etwa denjenigen, der nicht spielt, nicht trinkt u. s. w., sondern denjenigen, der die Kraft des Willens und das Bedürfniß des Gemüths hat, als Glied eines durch Sitte, durch gemeinsame Noth und Hoffnung zusammengehaltenen menschlichen Ganzen sich zu fühlen und geltend zu machen.

Aber rührend bleibt die Stelle bei alledem, und man kann die nicht ausgesprochene Consequenz: lieber Destreicher, als gar nichts! wol begreifen. Ueberhaupt sind Schlegel's Aufzeichnungen aus dieser spätern Periode, so viel Verwaschenes und Abgeschmacktes auch darin vorkommt, immer noch viel haltreicher, als das geistreiche Gewäsch aus der Athenäumszeit, für welches man hier manchen Schlüssel findet. Der Hauptwitz bestand nämlich darin, daß man in einer kleinen Coterie sich dahin einigte, Worte in einer andern Bedeutung zu gebrauchen, als sie im gemeinen Leben hatten, z. B. Pusscheere zu sagen, wo man sonst Sopha sagt: — darin liegt das Geheimniß manches speculativen Systems. Was in diesen Briefen über die Lucinde und ähnliche Dinge gesagt wird, ist ein trostloses Gefasel: man sieht recht, wie Fr. Schlegel das Gefühl seiner poetischen Impotenz, das zuweilen recht stark hervortritt, durch hohle Rodomontaden zu übertäuben sucht. Dorothea schreibt einmal an Schleiermacher aus Jena 15. Nov. 1799: „Novalis sieht wie ein Geisterfeher aus und hat sein ganz eigenes Wesen für sich allein, das kann man nicht leugnen. Das Christenthum ist hier à l'ordre du jour; die Herren sind etwas toll. Tieck treibt die Religion wie Schiller das Schicksal. Hardenberg glaubt, Tieck ist ganz und gar seiner Meinung, ich will aber wetten was Einer will, sie verstehen sich selbst nicht und einander nicht.“ —

Es ist sehr schade, daß von A. W. Schlegel nicht mehr Briefe vorliegen, es wäre von großem Interesse, zu verfolgen, wie dieser äußerst verständige und nichts weniger als excentrische Mann den Influenzen seiner Umgebung so unterlag, daß er auch in Zungen zu reden anfing, ja daß er es in Berlin 1804 ärger trieb, als die Andern. Wie kam Saul unter die Propheten? — Es wäre noch Vieles anzuführen, namentlich über das Verhältniß der Schule zu Fichte, doch breche ich ab, weil ich noch gern einige Worte über ein anderes Buch sagen möchte, das sich gleichfalls mit diesem Gegenstand beschäftigt: ich meine die neuen Bogen von Koberstein's Literaturgeschichte.

Zum Lobe dieses Buchs will ich nichts weiter sagen. Es geht aus der gründlichsten und umfassendsten Belesenheit hervor, und die Anordnung des Ganzen, sowie die Auswahl der mitgetheilten Stellen ist mit einer Umsicht angelegt, die wenig zu wünschen übrig ließen, wenn der verehrte Verfasser nur einmal auf die menschlichen Bedürfnisse seiner Leser Rücksicht nehmen möchte. Um ein Buch lesen zu können, muß das Auge wenigstens irgendwo einen Anhalt- und Ruhepunkt finden: aber hier laufen Text und Anmerkungen so hant durch einander, daß ein sehr guter Wille dazu gehört, sich zu orientiren. Und es ist sehr schade darum, denn es ist ein wahrer Schatz von Wissen und gesunder Einsicht in diesem Buch. Möchte Koberstein wenigstens einem Bedürfniß des Publicums Rechnung tragen, das mir sehr gerechtfertigt erscheint, dem Bedürfniß, sich die Bücher einbinden zu lassen. Irgendwo wird sich doch

ein passender Abschnitt finden, wo er einen neuen Band anfangen kann. Freilich würde dazu wieder ein Register, oder was noch viel besser wäre, eine detaillirte Inhaltsanzeige nothwendig. Denn auch nach dem Register des zweiten Bandes sich zu orientiren, ist schwer: man sehe z. B. nur den Artikel Goethe.

Diesmal will ich nur einen bestimmten Punkt hervorheben. Roberstein citirt aus zum Theil wenig bekannten Journalen eine Reihe interessanter Stellen, aus denen sich die Doctrin der Romantiker entnehmen läßt; er fügt zuweilen ein Urtheil hinzu, billigend, einschränkend, tadelnd; aber er hat nicht versucht diese Urtheile systematisch zusammen zu fassen, so daß Haupt- und Nebenpunkte deutlich hervortreten. So ist namentlich ein Punkt nicht genügend beleuchtet, die bekannte Rede Schlegel's von dem poetischen Gebrauch der Mythologie. Erfunden hat Schlegel diese Ideen nicht, wie er überhaupt sehr wenig erfunden hat, aber er hat sie durch seine paradoxe Ausdrucksweise dem Gedächtniß eingeprägt. Prüft man diese Ideen genauer, so ergibt sich, daß sie noch viel entschiedener zu verwerfen sind, als bisher irgendwo geschehn ist.

Sie enthalten nämlich dreierlei. 1) Der Hauptvorzug der alten Dichtkunst bestand in der Mythologie, die sie vorfand; 2) wir haben keine, wir müssen sie also theils durch Natursymbolik, worauf sie doch immer beruht, theils durch Aufnahme fremder Mythen ersetzen; 3) das Sicherste ist, sich wenigstens als Poet einer Religion anzuschließen, die eine Mythologie hat. — Nicht bloß die beiden letztern Behauptungen sind falsch — darüber ist Alles einig, was überhaupt mitreden darf; sondern, ich denke, auch die erste.

Unter den alten Völkern, welche eine wirkliche Mythologie gehabt, konnte Schlegel doch nur die Griechen verstehn, da ihm die Indier damals noch nicht bekannt waren, und da im alten Testament keine Mythologie vorkommt. Wie die bildende Kunst bei den Griechen das mythologische Motiv benutzt, ist eine ganz andere Frage; bei den Dichtern aber — und hier stehn doch wol immer Homer und die Tragiker im Vordergrund — wird man schwerlich behaupten können, daß der mythologische Schmuck die Hauptsache sei. Müßte man sich z. B. bei Homer zu einer Wahl entschließen, entweder den ganzen Olymp oder die Ebene am Stamander preiszugeben, so würde die Wahl nur darum schwer sein, weil Zeus, Here und die andern Götter und Göttinnen sich grade so geberden wie Achill und Odysseus. Scharfsinnige Ausleger haben in den homerischen Göttern Spuren einer tiefen Natursymbolik oder auch eine übermenschliche Erhabenheit gefunden; ob von jener überhaupt die Rede sein könne, mögen die Gelehrten ausmachen, poetisch dargestellt ist nichts davon. Wenn beim Homer das Veredele von dem poetischen Werth einer Mythologie überhaupt einen Sinn haben soll, so kann es

nur der triviale sein, daß Stoffe, die durch den Volksmund gegangen sind, sich besser für die praktische Darstellung eignen, als frei erfundene. — Bei den Tragikern treten die Götter noch mehr zurück, der Maschinengott ist sogar noch heute in üblem Ruf; sie stehn allerdings auf einem religiösen Boden, aber — Religion und Mythologie sind ebensowenig dasselbe, als Religion und Katechismus. Das Mythische in den Tragikern besteht nur darin, daß sie eine verhältnißmäßig kleine Zahl von Stoffen behandelten. Das war einerseits ein Vortheil, namentlich weil ein Theil dieser Stoffe sich sehr zur Tragödie qualificirte; daß aber auch etwas Nachtheiliges darin lag für die freie Entwicklung der Kunst, zeigt die „Elektra“ des Euripides. Um die Vorgänger zu überbieten, mußte man zuletzt in Ungeheuerlichkeiten gerathen. Vergleicht man etwa den Macbeth, Othello, Cäsar, Romeo oder sonst einen von den Stoffen, die durch einen großen Dichter typisch geworden sind, mit den Stoffen der Griechen, so möchte ich den sehn, der den Vorzug jener vor diesen nachweisen möchte.

Bei so vielen Rezerereien erlaube man mir schnell noch eine andere. Die Philologie ist eine grade in diesem Zeitalter zur höchsten Blüthe gesteigerte Wissenschaft, aber Manches hat sie doch noch nicht erklärt. Gewiß sind die homerischen Götter die prächtigsten Wesen von der Welt, aber wenn man sich denkt, daß man zu ihnen beten sollte, so kann man ein lucianisches Gefühl doch nicht unterdrücken. Wir begegnen aber bei den großen Schriftstellern des Alterthums genau denselben Organen des Denkens und Empfindens, wie bei den unsrigen; wenn man also von griechischer Frömmigkeit spricht — wohlverstanden bei den Individuen des Volks, auf die es allein ankommt — und dieselbe in Verhältniß zur Mythologie bringt, so wird man die Frömmigkeit wohl ungefähr so auffassen wie die Lessing's, Goethe's, Schiller's, Heine's u. s. w. Denn freilich würde ein Lucian des dritten Jahrhunderts auch in unseren Glaubenssätzen Manches seltsam finden.

Den prächtigsten Gebrauch von der Mythologie hat Aristophanes gemacht und es gibt in der That Kritiker, die ihn für einen griechischen Orthodoxen halten. Wenigstens ist er kein Pietist gewesen. Einen aristophanischen Gebrauch der Mythologie hatten die Romantiker auch wirklich in ihrer ersten Blüthezeit im Auge, als sie noch an die alleinseligmachende Ironie glaubten: aber ein solcher Gebrauch ist, wie berechtigt auch immer, doch nicht der höchste der Kunst.

Auf die beiden folgenden Behauptungen einzugehn ist nicht nöthig: eine Mythologie zu erfinden, mit Hülfe der Physik und der Ironie, und zwar sie so zu erfinden, daß sie wirklich Glauben des Volks werden könnte, daran war nur in jener Zeit des philosophischen Jargons zu denken, wo man Sophameinte, wenn man Puzscheere sagte. Die Schlegel konnten den doppelten

Versuch Klopstock's vor Augen haben, den christlichen und den nordischen, die beide hätten scheitern müssen, auch bei größerer productiver Kraft. An phantastischen Erfindungen dagegen, an Erfindungen der freien Willkür hat es den Dichtern zu keiner Zeit gefehlt, und wenn Wieland mit seinen Phantasiebildern dem „Sommernachtstraum“ nicht gleich kam, so hat er doch viel Respectables geleistet. Aber der Fehler der Schule bestand darin, daß sie erstens im Grunde nur für die untergeordnete Gattung der phantastischen Poesie Sinn hatte und zweitens die Gesetze der bildenden Kunst mit den Gesetzen der Poesie verwechselte. Für sie existirte der Laokoon nicht, für sie hatte Lessing umsonst geschrieben. Lessing's großes Wort, daß der Gegenstand der Poesie die Handlung ist, war für sie ebenso in den Wind gesprochen, als die unmittelbar daraus sich ergebende Folgerung, daß nur derjenige Gegenstand der Poesie sein kann, der zu handeln im Stande ist, d. h. der Mark und Knochen hat, und dessen Füße auf einem festen Boden stehn, auf dem Boden der Sittlichkeit.

Die Schlegel, Tieck u. s. w. sind gewiß höchst geistreiche und talentvolle Männer gewesen, sie haben auch Nutzen gestiftet, indem sie unsern Blick in die Weltliteratur erweiterten und das sinnliche Material der Poesie durch Töne und Farben bereicherten; aber sie haben dreimal so großen Schaden gethan, indem sie das sittliche Moment der Poesie abschwächten, und damit die Kraft der Charakteristik und die Energie der Handlung. Die folgende Periode unsrer Poesie ist, mit sehr wenig Ausnahmen, eine wüste Barbarei, während sie doch von 1770—1800 auf dem besten Wege war. Die Romantiker sind freilich nicht allein daran schuld, es kamen sehr viel mitwirkende Umstände hinzu, und namentlich Hettner hat ganz richtig nachgewiesen, daß Anflüge des falschen Princip's sich schon bei Goethe und Schiller zeigen. Aber die Romantiker machten die Verkehrtheit zum Princip, und darum sollte ein Mann wie Koberstein, bei aller Achtung vor den guten Leistungen im Einzelnen, das Verwerfliche des Ganzen schärfer hervorheben, als er bisher gethan hat. Es ist an der „Emilia Galotti“, an der „Minna von Barnhelm“, an „Clavigo“ und an „Werther“ sehr viel auszusagen, aber diese Werke bezeichnen den richtigen Weg, auf dem wir vorwärts kommen konnten, und von dem uns die Mollusken oder wenn man will die Rebelbilder der „Geneveva“, des „Markos“ u. s. w. abgeführt haben.

Doch ich muß abbrechen und behalte mir für den nächsten Brief Weiteres vor.

Julian Schmidt.